Versuch
über den
Geschmack
in den Werken
der Natur
und
der Kunst.

Aus dem Französischen
des Herrn von Montesquieu
übersetzt.

Strasburg,
Bey Johann Gottfried Bauer, 1762.

11 T 1

- - Animo ſatis hæc veſtigia parva ſagaci
Sunt, per quæ poſſis cognoſcere cætera tute.

T. Lucr. car. de R. N. L. 1.

Vorbericht
des
Uebersetzers.

Es hat wohl in langer Zeit keine französische Schrift eher eine deutsche Uebersetzung verdienet, als gegenwärtiger Versuch über den Geschmack. Es ist zwar nur ein Fragment, aber ein Fragment gleich jenem Torso des Herkules, der auch verstümmelt noch ganz ein Gott ist.

Ich zweifle nicht die deutschen Musen werden eben so sehr, als die Französischen betrauren, daß dieses Meisterstück der schönen Erkenntniß unvollendet erscheinet.

Was meine Arbeit betrift, so darf ich ihr die Nachsicht des Lesers um so viel eher versprechen, da ich nicht blos ein Feyen Histörchen zu verdeutschen hatte. Die philosophische und oft lakonische Schreibart des Originals, ist die einzige Schwierigkeit nicht, so ich zu überwinden gehabt. Beynahe auf allen Seiten

kommen Stellen darinnen vor, welche der deutschen Sprache, bald eine ungeschickte Steiffigkeit, bald eine demüthigende Armuth vorwerfen.

Doch ich bin weit entfernt alle Unvollkommenheiten meiner Uebersetzung unserer Sprache aufzubürden: vielleicht habe ich mein Original nicht überall verstanden, und da, wo ich es verstund, mich, durch die Beflissenheit getreu zu übersetzen, sehr oft zu dunkeln und undeutschen Ausdrücken verleiten lassen: vielleicht hat selbst der nachläßige Styl, der dieses Fragment so gut kleidet, und den ich so eigensinnig nachzuahmen gesucht, in unserer Sprache zu wenig Mannigfaltigkeit und zuviel Wiederholungen: vielleicht wären auch endlich hin und wieder einige Anmerkungen nicht überflüßig gewesen; doch wer das Werkchen ohne Anmerkungen nicht lesen kan; für den ist es vermuthlich nicht geschrieben worden.

Von den beyden angehängten Stücken brauche ich nichts zu sagen, als daß sie den Herrn von Montesquieu ebenfals zum Verfasser haben, und mit dem Versuch über den Geschmack, als ein Supplement zu den Uebersetzungen der übrigen Werke dieses großen Mannes betrachtet werden können.

Ver-

Versuch
über den Geschmack
ein Fragment.

Bey unserer gegenwärtigen Art des Daseyns schmecket unsere Seele dreyerley Gattungen von Vergnügen: darunter befinden sich einige, die sie aus dem Schoose ihres eigenen Wesens schöpfet; andere, welche aus ihrer Vereinigung mit dem Körper entspringen; und endlich auch solche, die sich auf die Lagen und Vorurtheile gründen, wozu gewisse Einrichtungen, gewisse Gebräuche, gewisse Fertigkeiten sie gewöhnet haben.

Diese verschiedenen Vergnügen unserer Seele sind es, welche die Gegenstände des Geschmacks ausmachen, als das Schöne, das Gute, das

Angenehme, das Naïſe, das Feine, das Zärtliche, das Grazienvolle, das Namenloſe, das Edle, das Groſſe, das Erhabene, das Majeſtätiſche u. ſ. w. zum Beyſpiel; wann wir ein Vergnügen finden, eine Sache zu ſehen, in der ein Nutzen für uns lieget, ſo ſagen wir, daß ſie gut ſey; wann wir Vergnügen finden ſie zu ſehen, ohne darinnen einen gegenwärtigen Nutzen zu entdecken, ſo ſagen wir, daß ſie ſchön ſey.

Die Alten hatten dieſes nicht recht auseinander geſetzt; ſie betrachteten als würkliche Eigenſchaften alle blos verhältnismäßige Beſchaffenheiten unſerer Seele; daher kommt es, daß jene Geſpräche, darinnen Plato den Sokrates philoſophiren läßt, daß jene von den Alten ſo ſehr bewunderte Geſpräche in unſern Tagen unerträglich ſind, weil ſie ſich auf eine falſche Weltweißheit gründen: denn alle die Vernunftſchlüſſe, welche darinnen über das Gute, das Schöne, das Vollkommene, das Weiſe, das Thörichte, das Harte, das Weiche, das Trockene, das Feuchte, gemacht werden, bedeuten nichts mehr, ſobald wir ſie als weſentliche Wahrheiten betrachten.

Die Quellen des Schönen, des Guten, des

Angenehmen u. s. w. liegen also in uns selbst; und den Gründen derselben nachforschen, heisset ebensoviel, als den Ursachen der Vergnügen unserer Seele nachforschen.

Laßt uns also unsere Seele untersuchen, laßt uns sie in ihren Handlungen und in ihren Eigenschaften beobachten, laßt uns sie in ihren Vergnügen ausspähen, denn hier ist es, wo sie sich am meisten offenbaret. Die Poesie, die Mahlerey, die Bildhauerkunst, die Baukunst, die Musick, die Tanzkunst, die verschiedenen Arten der Spiele, und kurz alle Werke der Natur und der Kunst können ihr Vergnügen schaffen: laßt uns sehen warum, wie, und wann sie es ihr verschaffen, laßt uns von unsern Empfindungen Gründe angeben: dieses wird uns helfen den Geschmack bilden, welcher nichts anders ist, als der Vortheil mit Feinheit und Behendigkeit das Maas des Vergnügens zu entdecken, so jedes Ding den Menschen einflösen soll.

Von den Vergnügen unserer Seele.

Die Seele hat neben den Vergnügen, so ihr durch die Sinnen zukommen, noch andere, die sie auch ohne die Sinnen geniesen würde, und welche ihr eigenthümlich zugehören: von solcher Art sind diejenigen, so ihr die Neubegierde, die Begriffe von ihrer Größe, von ihren Vollkommenheiten, der dem Gefühle des Ueberdrusses entgegen gesetzte Gedanke ihres Daseyns verschaffen; das Verguügen alles mit einem allgemeinen Begriffe zu umspannen, eine große Anzahl Dinge zu sehen u. s. w. das Vergnügen die Begriffe zu vergleichen, zu verbinden, und zu trennen. Diese Vergnügen liegen in der Natur der Seele, und hängen nicht von den Sinnen ab, weil sie jedem denkenden Wesen zugehören: und es ist sehr gleichgültig, hier zu untersuchen, ob unsere Seele diese Vergnügen als eine mit dem Körper vereinigte, oder als eine von demselben abgesonderte Substanz erhalte, weil sie dieselben einmal erhält, und weil sie die Gegenstände des Geschmacks sind, wir wer-

den also hier diejenigen Vergnügen, welche der Seele aus ihrer Natur zufliesen, von denen, welche sie aus ihrer Vereinigung mit dem Körper empfängt, nicht unterscheiden; sondern diese insgesamt natürliche Vergnügen nennen, die wir von den erlangten Vergnügen unterscheiden werden, welche sich die Seele durch gewisse Verbindungen mit den natürlichen Vergnügen verschaffet; und auf eben die Weise, und aus eben dem Grunde, werden wir den natürlichen Geschmack, von dem erlangten Geschmacke uuterscheiden.

Es wird gut seyn die Quelle der Vergnügen zu kennen, deren M:as der Geschmack ist: die Kenntniß der natürlichen und der erlangten Vergnügen, wird uns zur Ausbesserung unsers natürlichen und unsers erlangten Geschmacks behülflich seyn können. Man muß bey dem Zustande, darinnen unser Wesen sich befindet, anheben, und zuerst erkennen, wie seine Vergnügen beschaffen sind, um dahin zu gelangen seine Vergnügen abzumessen, und bißweilen selbst diese Vergnügen zu empfinden.

Wenn unsere Seele nicht mit dem Körper wäre vereinigt worden, so würde sie erkannt

haben; es ist aber wahrscheinlich, daß sie geliebt hätte, was sie würde erkannt haben: gegenwärtig aber lieben wir beynahe nur das, was wir nicht kennen.

Unsere Art zu seyn ist ganz und gar willkührlich; wir konnten so geschaffen werden, wie wir sind, oder auch anders. Aber wenn wir anders wären geschaffen worden, so hätten wir auch auf eine andere Art empfunden; ein Werkzeug mehr oder weniger in unserer Maschine, würde eine andere Beredsamkeit, eine andere Dichtkunst hervorgebracht haben; eine verschiedene Zusammenwebung eben dieser Werkzeuge hätte wiedrum eine andere Poesie hervorgebracht: zum Beyspiel: wenn die Einrichtung unserer Werkzeuge uns einer längern Aufmerksamkeit fähig gemacht hätte, so wären alle Regeln, welche die Ausführung des Rede-Subjeckts mit dem Maasse unserer Aufmerksamkeit in gleiches Verhältnis setzen, nicht mehr vorhanden; wären wir einer größern Scharfsinnigkeit fähig gemacht worden, so würden alle die Regeln, welche auf das Maas unserer Scharfsinnigkeit gegründet sind, ebenfals wegfallen, kurz, alle die Gesetze, welche auf die gegenwärtige willkührliche Einrichtung unserer Maschine gebauet

sind, würden verschieden seyn, wenn unsere Maschine nicht auf diese Art eingerichtet wäre.

Wenn unser Gesicht schwächer und verworrener gewesen wäre, so hätte solches weniger Modelwerk, und mehr Einförmigkeit in den Theilen der Baukunst erfordert, wäre unser Gesicht deutlicher, und unsere Seele fähig gewesen, mehr Dinge auf einmal zu übersehen, so hätte die Baukunst mehr Zierrathen gebrauchet: wären unsere Ohren, gleich den Ohren gewisser Thiere eingerichtet worden, so hätten wir viele von unsern musikalischen Instrumenten anders verfertigen müßen. Ich weiß wohl, daß die Verhältnisse, welche die Dinge unter sich selbst haben, eben die geblieben wären; wenn aber das Verhältniß, so sie mit uns haben, wäre verändert worden, so würden diejenigen Dinge, welche bey dem gegenwärtigen Zustand eine gewisse Würkung auf uns machen, eben diese Würkung nicht mehr hervorbringen: und da die Vollkommenheit der Künste darinnen bestehet, uns die Dinge so vorzustellen, daß sie uns das größte Vergnügen erwecken so da möglich ist, so müßte in den Künsten eine Veränderung vorgehen, weil in der tauglichsten Art uns

Vergnügen zu verschaffen, eine Veränderung vorgehen würde.

Anfänglich glaubet man, daß es hinreichend wäre die verschiedenen Quellen unserer Vergnügen zu kennen, um den Geschmack zu haben; und daß wenn man gelesen hat, was die Weltweisheit über diese Materie sagt, man auch Geschmack besitze, und alsdann herzhaft von allen Werken urtheilen könne. Allein der natürliche Geschmack ist nicht eine theoretische Kenntniß; er ist eine behende und ausgesuchte Anwendung, selbst solcher Regeln die man nicht kennet. Es ist nicht nöthig zu wissen, daß das Vergnügen, welches diese oder jene Sache in uns erwecket, von der Verwunderung herkomme; es ist genug daß sie Verwunderung in uns erwecke, und zwar gerade so viel, weder mehr noch weniger Verwunderung, als sie erwecken soll.

Folglich kan dasjenige, was wir hier sagen können, und alle Grundregeln, welche wir zur Bildung des Geschmacks anzugeben vermögend sind, können sich nur auf den erlangten Geschmack beziehen, das ist, sie können unmittelbarerweise nur auf diesen erlangten Geschmack

abzielen, ob sie gleich auch mittelbarer weise den natürlichen Geschmack betreffen: denn der erlangte Geschmack berührt, verändert, vermehret und vermindert den natürlichen Geschmack; so wie der natürliche Geschmack den erlangten Geschmack berühret, verändert, vermehret und vermindert.

Die allgemeinste Erklärung des Geschmacks, ohne darauf zu sehen ob er gut oder schlecht, richtig oder unrichtig seyn mag, ist dasjenige was uns durch die Empfindung mit Lust an eine Sache heftet; welches nicht hindert, daß er sich nicht auch auf Gegenstände der obern Erkenntnißkräften anwenden liesse, deren Kenntniß der Seele so viel Vergnügen gewähret, daß sie die einzige Glückseligkeit ausmachte, welche gewisse Philosophen sich gedenken konnten. Die Seele erkennet durch ihre Begriffe, und durch ihre Empfindungen; sie empfängt Vergnügen durch ihre Begriffe, und durch ihre Empfindungen: denn ob wir gleich den Begriff der Empfindung entgegen setzen, so empfindet sie dennoch eine Sache, wenn sie dieselbe siehet; und es gibt keine Dinge die dem Verstande so ganz zugehören, daß sie solche nicht sehen, oder glauben sollte sie zu sehen, und die sie folglich nicht empfinden könnte.

Vom Witz überhaupt.

Der Witz ist der Haupt-Begriff, welcher verschiedene Gattungen unter sich hat, das Genie, den natürlichen Verstand, das Unterscheidungs-Vermögen, die Richtigkeit, das Talent, den Geschmack.

Der Witz bestehet in einer wohl eingerichteten Beschaffenheit der körperlichen Werkzeuge, in Absicht auf die Dinge worauf er sich anwendet. Wenn es ein äusserst besonderes Ding ist, so heißt er Talent; wenn er in einem nähern Verhältniß, mit einem gewissen feinern Vergnügen der gesitteten Welt stehet, so heißt er Geschmack: wenn das besondere Ding bey einem ganzen Volk in einem ausschliessend hohen Grade befindlich ist, so wird das Talent Geist genannt, wie die Kriegskunst und der Ackerbau bey den Römern; die Jagd bey den Wilden, u. s. w.

Von der Neubegierde.

Unsere Seele ist gemacht um zu denken, das ist, um Ideen zu empfangen: ein solches Wesen aber muß Neubegierde besitzen: denn weil alle Dinge in einer Kette zusammenhängen, wo jeder Begriff einem andern vorgehet, und auf einen andern folget, so kan man keine Lust finden ein Ding zu sehen, ohne zu wünschen wieder ein anderes zu sehen; und wenn wir dieses verlangen nach jenem nicht hätten; so würden wir gar kein Vergnügen an diesem gehabt haben. Daher wenn man uns den einen Theil eines Gemähldes zeiget, so wünschen wir den andern Theil zu sehen, welchen man uns verbirgt, und zwar nach Maasgabe des Vergnügens, so derjenige uns gemacht hat, den wir angesehen haben.

Das Vergnügen, welches ein Gegenstand uns gibt, ist also dasjenige wodurch wir nach einem andern Gegenstande gelenkt werden; daher kommt es, daß die Seele jederzeit neue Dinge suchet, und niemals ruhet.

Folglich wird man allezeit gewiß seyn der Seele zu gefallen, wenn man ihr viele, oder auch mehr Dinge zeigen wird, als sie zu sehen gehoffet hatte.

Hieraus, läßt sich die Ursache erklären, warum wir Vergnügen haben, wenn wir einen sehr regelmäßigen Garten sehen; und warum wir bey Erblickung eines wilden und ländlichen Ortes, ebenfalls Vergnügen empfinden. Es ist ein und eben dieselbe Ursache, welche diese Würkungen hervorbringet.

Da wir Freude daran haben eine große Menge von Gegenständen zu sehen, so möchten wir auch unser Gesicht weit ausbreiten, an mehreren Orten zugegen seyn, einen größern Raum durchschweiffen, mit einem Wort: unsere Seele fliehet die Gränzen, und sie möchte, so zu sagen, die Sphäre ihrer Gegenwart erweitern; es ist also ein grosses Vergnügen für sie, ihren Blick in die Ferne hinaus zu werfen. Aber wie soll sie es anstellen? In den Städten, wird unser Gesicht durch Häußer: auf dem Lande durch tausend Hindernisse umschränket; kaum können wir drey oder vier Bäume sehen. Die Kunst kömmt uns zu Hülfe, und entdeckt

uns die Natur, welche sich selbst verbirgt; wir lieben die Kunst, und wir lieben sie mehr, als die Natur, nemlich als die Natur die sich unsern Augen entrücket: wenn wir aber schöne Aussichten antreffen, wenn unser in Freyheit gesetzter Blick in der Ferne, Wiesen, Bäche, Hügel und jene Austheilungen übersehen kan, welche, so zu sagen, ausdrücklich für ihn geschaffen sind, alsdann wird derselbe ganz anders entzücket, als wenn er die Gärten des le Notre beschauet; weil die Natur sich nicht selbst abzeichnet, dahingegen die Kunst immer der Kunst ähnlich siehet. Deswegen haben wir in der Mahlerey eine Landschaft lieber, als den Abriß des schönsten Gartens von der Welt; und dieses darum, weil die Mahlerey die Natur nur da fasset, wo sie schön ist, da wo das Gesicht in die Ferne, und nach aller seiner Ausbreitung umher schweifen kan, da wo sie mannigfaltig ist, da wo sie mit Vergnügen kan gesehen werden.

Das was gemeiniglich einen großen Gedanken ausmacht, ist wann man eine Sache sagt, welche zugleich eine große Menge anderer Dinge sehen läßt, und wenn man uns

auf einmal dasjenige entdecken läßt, was wir erst nach vielfältigem Nachlesen zu entdecken Hofnung haben konten.

Florus stellt uns mit wenig Worten alle Fehler des Hannibals vor Augen: er sagt: „Als „ er sich den Sieg hätte zu Nutze machen kön„ nen, so wollte er lieber desselben geniesen„; cum victoria posset uti, frui maluit.

Er gibt uns einen Begriff von dem ganzen Kriege wider Macedonien, wenn er sagt: „Es „ war ein Sieg hineinzukommen„; introisse victoria fuit.

Er zeigt uns das völlige Schauspiel des Lebens des Scipio, indem er von seiner Jugend sagt: „Dieses ist der Scipio welcher zur Zer„ störung von Africa heranwächßt„; hic erit Scipio, qui in exitium Africæ crescit. Man glaubt ein Kind zu sehen, welches aufwächßt und sich gleich einem Riesen empor hebet.

Endlich läßt er uns den grossen Carakter des Hannibals, die Verfassung des Erdbodens, und die ganze Größe des römischen Volks in diesen Worten erblicken; " Der flüchtige Hannibal suchte „ auf dem ganzen Erdkreise dem römischen Volk „ einen Feind„; Qui, profugus ex Africa, hostem populo romano toto orbe quærebat.

Von den Vergnügen der Ordnung.

Es ist nicht genug der Seele viele Dinge zu zeigen, man muß sie ihr in einer Ordnung zeigen; denn alsdann erinnern wir uns wieder an das, was wir gesehen haben, und wir fangen an uns einzubilden was wir sehen werden, unsere Seele wünscht sich Glück zu ihrer Ausdehnung, und zu ihrer Scharfsichtigkeit; aber in einem Werke darinnen keine Ordnung anzutreffen ist, fühlet die Seele, daß diejenige so sie darein bringen will jeden Augenblick gestöret wird. Die Folge, so der Verfasser sich macht und die, welche wir uns machen, vermengen sich miteinander; und die Seele behält nichts, sie siehet nichts voraus, sie wird durch die Verwirrung ihrer Ideen, durch das Leere so in ihr zurück bleibt gedemüthiget: sie wird vergebens ermüdet, und kan gar kein Vergnügen schmecken: deswegen geschieht es, daß, wenn man den Vorsatz nicht hat die Verwirrung auszudrücken oder darzustellen, man selbst in der Ver-

wirrung allezeit eine Ordnung anbringet. So gruppiren die Mahler ihre Figuren; so stellen die, welche Schlachten mahlen, diejenigen Dinge, so das Auge unterscheiden soll auf das Vordertheil der Tafeln, und die Verwirrung in die Tiefe und in die Entlegenheit.

Von den Vergnügen der Mannigfaltigkeit.

Aber wenn bey allen Dingen Ordnung nöthig ist, so wird auch eben sowohl Mannigfaltigkeit erfordert; sonst schmachtet die Seele, denn die ähnlichen Dinge scheinen ihr die nemlichen zu seyn; und wenn ein Theil eines Gemähldes, den man uns aufdeckt, einem andern, so wir gesehen, ähnlich wäre, so würde dieser Gegenstand neu seyn, ohne neu zu scheinen, und kein Vergnügen erwecken. Und da die Schönheiten der Werke der Kunst, gleich den Werken der Natur, einzig und allein in den Vergnügen bestehen, die sie uns mittheilen; so muß man sie, so viel man nur immer kan geschickt machen, diese Vergnügen zu vervielfältigen; man muß der Seele Dinge zu sehen geben, die sie nicht gesehen hat; die Empfindung, so man ihr gibt, muß von derjenigen, die sie eben gehabt hat, unterschieden seyn.

Auf diese Weise gefallen uns die Geschichten durch die Mannigfaltigkeit der Erzehlungen, die

Romane durch die Mannigfaltigkeit der Abentheure, die Schauspiele durch die Mannigfaltigkeit der Leydenschaften, und so suchen diejenigen, welche zu unterrichten wissen, so viel sie können den einförmigen Thon des Unterrichts abzuändern.

Eine lange Einförmigkeit macht alles unerträglich; eine gleiche Ordnung der Perioden, wenn sie lange fortgesetzt wird, fällt uns in einer Rede zur Last, ein gleiches Sylbenmaas, und gleiche Endungen, verbreiten Eckel durch ein langes Gedicht. Wenn es wahr ist, daß man jene berühmte Allee von Moskau biß Petersburg angelegt hat, so muß der Wanderer, zwischen diese zwo Reyhen von Bäumen eingeschlossen, vor Ueberdruß beynahe des Todes werden, und der, welcher lange durch die Alpen gereiset ist, wird, wenn er endlich herunter kommt, an den glücklichsten Lagen, und an den reitzendsten Aussichten einen Abgeschmack gefunden haben.

Die Seele liebet die Mannigfaltigkeit; aber, wie wir gesagt haben, blos weil sie zum Kennen und zum Schauen gemacht ist: Sie muß also schauen können, und die Mannigfaltigkeit muß es ihr

verstatten; das ist, eine Sache muß einfach genug seyn um bemerckt zu werden, und mannigfaltig genug um mit Vergnügen bemerckt zu werden.

Es gibt Dinge, welche mannigfaltig scheinen, und die es doch nicht sind, andere welche einförmig scheinen, und die doch in der That sehr mannigfaltig sind.

Die gothische Bauart scheinet sehr mannigfaltig, aber die Verwirrung der Zierrathen ermüdet durch ihre Kleinheit, welches macht daß keiner darunter ist den wir von einem andern unterscheiden könten, und ihre Menge macht daß sich keiner darunter befindet, worauf das Auge sich verweilen könte, so daß diese Bauart durch eben die Stellen mißfällt, wodurch man sie angenehm zu machen gesucht hat. Ein Gebäude von gothischer Ordnung, ist eine Art von Rätzel für das Auge, so dasselbe ansiehet, und die Seele geräth in Verlegenheit, wie wann man ihr ein dunkels Gedichte vorleget.

Hingegen scheinet die griechische Bauart einförmig, da sie aber die Eintheilungen hat, welche nöthig sind, und so viel Eintheilungen, als nöthig sind, damit die Seele gerade dasje-

nige sehen möge, was sie sehen kan, ohne sich zu ermüden, aber doch genug siehet, um sich zu beschäftigen, so hat sie jene Mannigfaltigkeit, die sich mit Vergnügen betrachten läßt.

Große Dinge müssen große Theile haben. Die grossen Menschen haben grosse Arme; die grosen Bäume haben grose Aeste, und die grossen Berge sind aus andern Bergen zusammen gesetzt, die ober- und unterhalb umher liegen; es ist die Natur der Dinge, welche dieses also bestimmet.

Die griechische Bauart, welche wenig Abtheilungen, aber grosse Abtheilungen hat, ahmet die grossen Dinge nach; die Seele fühlet eine gewisse Majestät, die durchgängig darinnen herrschet.

So vertheilet die Mahlerey in Gruppen von drey oder vier Figuren, diejenigen, welche sie auf einem Gemälde vorstellet, sie ahmet die Natur nach: ein zahlreicher Haufe theilet sich allezeit in Rotten, und eben so theilet die Mahlerey ihr Licht und Schatten allezeit in grosse Massen.

Von den Vergnügen des Ebenmaases oder der Symmeterie.

Ich habe gesagt, daß die Seele die Mannigfaltigkeit liebe, indessen ist es ihr eine Lust in den meisten Dingen eine Art von Ebenmaas zu erblicken. Es scheint, als ob dieses einigen Widerspruch enthielte: ich erkläre es folgender Gestalt.

Eine der vornehmsten Ursachen der Vergnügen unserer Seele, wenn sie Gegenstände siehet, ist die Leichtigkeit, so sie hat, dieselben zu bemerken; und der Grund, warum das Ebenmaas der Seele gefällt, ist, weil es ihr Mühe ersparet, weil es sie erleichtert, und weil es das Werk, so zu sagen, in der Mitte von einander schneidet.

Hieraus folget eine allgemeine Regel; überall, wo das Ebenmaas der Seele zuträglich ist, und ihr in ihren Verrichtungen forthelfen kan, da ist ihr dasselbe auch angenehm; aber überall, wo es unnütz ist, da ist es abgeschmackt, weil es die Mannigfaltigkeit aufhebt; nun aber müs-

sen die Dinge, welche wir in einer Folge sehen, Mannigfaltigkeit besitzen; denn unsere Seele hat gar keine Schwürigkeit sie zu sehen. Diejenigen Dinge hingegen, welche uns mit einemmal ins Auge fallen, müssen ein Ebenmaas haben; deswegen da wir mit einem Blicke die Vorderseite eines Gebäudes, ein Gartenbeet, einen Tempel bemerken, so pflegt man eine Symmetrie darinnen anzubringen, welche der Seele wegen der Leichtigkeit, gefällt, die sie ihr verschaft, sogleich den ganzen Gegenstand zu übersehen.

Da es nöthig ist, daß der Gegenstand, den man mit einem Blick übersehen soll, einfach sey, so muß er auch einzeln seyn, und die Theile müssen sich alle auf den Haupt-Gegenstand beziehen; auch darum liebet man das Ebenmaas, es macht zusammen ein Ganzes aus.

Es liegt in der Natur, daß ein Ganzes vollendet seyn muß, und die Seele, welche dieses Ganze siehet, will, daß kein unvollkommener Theil sich darinnen befinde, und auch deswegen liebet man das Ebenmaas; es muß eine Art von Abwägung oder Gleichgewichte vorhanden seyn: und ein Gebäude mit einem einzigen Flügel, oder mit einem kürzern Flügel, als der andere, ist eben so wenig vollendet, als ein Leib mit einem Arme, oder mit einem zu kurzen Arme.

Von den Abstechungen oder Contrasten.

Die Seele liebet das Ebenmaas, allein sie liebet auch die Contraste; dieses erfordert viele Erläuterungen. Zum Beyspiel:

Wann die Natur von den Mahlern und Bildhauern verlanget, daß sie ein Ebenmaas in die Theile ihrer Figuren bringen sollen, so verlanget sie dagegen, daß sie in ihre Stellungen Controste bringen sollen. Ein Fuß der wie der andere gesetzt ist, ein Glied das wie das andere fällt; sind unerträglich; die Ursache davon ist, weil dieses Ebenmaas macht, daß die Stellungen fast immer die nemlichen sind, wie man es an den gothischen Bildern siehet, welche von dieser Seite einander alle ähnlich sind. Folglich hört alsdann die Mannigfaltigkeit in den Arbeiten der Kunst auf.

Ueber dieses hat die Natur uns nicht also gestellet; und da sie uns Bewegung verliehen, so hat sie in unsern Handlungen und Geberden uns nicht wie Pagoden aufgestutzt, und wenn

die steifen, und auf diese Weise gezwungenen Menschen unerträglich sind, wie vielmehr müßen es die Geburten der Kunst seyn?

Man muß also Contraste in die Stellungen legen, besonders aber bey den Werken der Bildhauer-Kunst, denen sie, weil sie von Natur kalt ist, blos durch die Stärke der Contraste und der Stellungen Feuer mittheilen kan. Gleichwie wir aber gesagt haben, daß die Mannigfaltigkeit, welche man in den gothischen Werken anzubringen gesucht, eine Einförmigkeit über dieselben verbreitet hat, so ist es oft geschehen, daß die Mannigfaltigkeit, welche man, vermittelst der Contraste, zu wege zu bringen getrachtet, zur Symmetrie und zur fehlerhaften Einförmigkeit geworden ist.

Dieses läßt sich nicht nur in gewißen Werken der Mahlerey und der Bildhauerkunst empfinden, sondern auch in der Schreibart gewißer Schriftsteller, welche bey jedem Redesatz, den Anfang und das Ende durch immerwährende Gegensätze mit einander in Contrast stellen, so wie zum Beyspiel, der heilige Augustin, und einige andere lateinische Schriftsteller aus den niedern Zeiten, und verschiedene unserer neuern,

wie Saint Evremont. Eine immer gleiche und einförmige Wendung der Phrasen misfällt ungemein: dieser anhaltende Contrast wird zur Symmetrie, und diese stets gesuchte Gegenstellung wird Einförmigkeit.

Der Geist findet so wenig Mannigfaltigkeit darinnen, daß, wenn wir einen Theil des Satzes gesehen haben, wir den andern allemal errathen: wir sehen entgegen gesetzte Worte, aber auf ein und der solche Weise entgegen gesetzte Worte; wir sehen eine Wendung in dem Satze, aber es ist immer die nemliche Wendung.

Viele Mahler sind in den Fehler verfallen überall und ohne Mäßigung Contraste anzubringen; so, daß wann man eine Figur siehet, man sogleich die Richtung der darnebenstehenden errathen kan: diese anhaltende Verschiedenheit wird zur Aehnlichkeit. Ueberdieses zeigt die Natur, welche die Dinge in Unordnung hinstreuet, keine Geflissenheit einer immerwährenden Unordnung; ohne zu erwähnen, daß sie nicht alle Körper in Bewegung, und zwar in eine gezwungene Bewegung setzet. Sie ist mannigfaltiger, als nur so; die einen setzt sie in Ruhe, den andern gibt sie verschiedene Arten von Bewegung.

Wenn derjenige Theil der Seele, welcher erkennet, die Mannigfaltigkeit liebet, so sucht sie der Theil, welcher empfindet nicht weniger; denn die Seele kan nicht lange einerley Stellungen aushalten, weil sie mit einem Körper verbunden ist, welcher dieselben nicht leiden kan. Damit unsere Seele gereitzet werde, müßen die Lebensgeister in die Nerven fliessen; hierauf aber zeigen sich zwey Dinge; eine Mattigkeit in den Nerven, und ein Aufhören von Seiten der Lebensgeister, welche nicht mehr fliessen, oder welche, von den Orten wo sie geflossen, zerrinnen.

Daher ermüdet uns alles in die Länge, und besonders die großen Vergnügen: man läßt sie allezeit mit eben dem Wohlgefallen fahren, womit man sie ergriffen hat; denn die Fibern, welche die Werkzeuge derselben gewesen, sind der Ruhe benöthiget, wir müßen nun andere gebrauchen, welche tauglicher sind uns zu dienen, wir müßen, so zu sagen, die Arbeit auf allen Seiten austheilen.

Unsere Seele wird des Empfindens müde, aber gar nicht empfinden, heißt in eine Vernichtung hinabsinken, welche sie zerrüttet. Allem dem wird abgeholfen, wenn man diese Abänderungen vervielfältiget: sie empfindet alsdann und ermattet doch nicht.

Von den Vergnügen der Verwunderung.

Diese Neigung unserer Seele, welche sie immer nach unterschiedenen Gegenständen hintreibet, macht daß sie alle Vergnügen schmecket, die von der Verwunderung herrühren; eine Empfindung die der Seele sowohl wegen des Anblicks, als wegen der Schnelligkeit der Handlung gefällt; denn sie erblickt oder empfindet eine Sache, die sie nicht erwartet, oder sie empfindet solche wenigstens auf eine Weise, die sie nicht erwartete.

Es kan uns eine Sache als wunderbar, aber auch als neu, und sodann auch als unerwartet überraschen, und in diesen letzten Fällen verbindet sich die Hauptempfindung mit einer Nebenempfindung, welche sich darauf gründet, daß die Sache neu oder unerwartet ist.

Daher kitzlen uns die Glücksspiele: sie lassen uns eine fortwährende Folge, von unerwarteten Begebenheiten sehen; daher gefallen uns die Gesellschaftspiele; sie sind ebenfalls eine Folge un-

vorgesehener Begebenheiten, welche die mit dem Zufall vereinte Geschicklichkeit zum Grunde haben.

Deswegen gefallen uns auch die Schauspiele: sie entwicklen sich stuffenweise, sie verbergen die Begebenheiten, biß sie sich zutragen, sie bereiten uns allezeit neue Gelegenheiten zur Ueberraschung, und oft kitzlen sie uns, indem sie uns dieselben so zeigen, wie wir sie hätten vorher sehen sollen.

Endlich werden die Werke des Witzes gemeiniglich nur darum gelesen, weil sie uns angenehme Verwunderungen zuwege bringen, und der Geschmacklosigkeit der Gespräche zu Hülfe kommen, welche meistens öde sind, und diese Würkung nicht hervorbringen.

Die Verwunderung kan durch die Sache selbst, oder durch die Art sie zu erblicken erreget werden: denn wir sehen ein Ding, entweder grösser oder kleiner, oder von dem verschieden was es in der That ist, oder aber wir sehen das Ding selbst, allein mit einem Nebenbegriffe, welcher Verwunderung in uns erwecket. So ist bey einem Dinge der Nebenbegriff desjenigen, der

es gemacht hat, oder der Zeit darinnen es gemacht worden, oder der Art und Weise wie es gemacht worden ist, oder einiger andern Umstände, welche hinzugekommen sind.

Sueton beschreibet uns die Frevelthaten des Nero, mit einem kalten Geblüte darüber wir uns verwundern; indem er uns beynahe glauben macht, daß er keinen Abscheu vor dem empfindet, was er schreibet; plötzlich verändert er seine Sprache und sagt, nachdem der Erdkreiß dieses Ungeheur vierzehen Jahre lang geduldet, so versagt er ihm endlich seinen Schutz: tale monstrum per quatuordecim annos perpessus, terrarum orbis tandem destituit. Dieses erreget in dem Verstande verschiedene Arten der Verwunderung; wir verwundern uns über die veränderte Schreibart des Verfassers, über die Entdeckung seiner verschiedenen Denkungsart, über seine Weise mit so wenig Worten, eine der grösten Staatsveränderungen, die sich jemals ereignet haben, anzuzeigen: so findet die Seele eine sehr grosse Anzahl verschiedener Empfindungen, welche sich vereinigen sie zu erschüttern, und ihr ein Vergnügen zuwege zu bringen.

Von den verschiedenen Ursachen, welche eine Empfindung erregen können.

Man muß wohl merken, daß eine Empfindung in unserer Seele gemeiniglich keine ganz einfache Ursache hat. Es ist, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, immer eine gewisse Dose, welche die Stärke und die Mannigfaltigkeit derselben hervorbringet. Der Witz bestehet darinnen, wenn man verschiedene Werkzeuge auf einmal zu rühren weiß; und wenn man die verschiedenen Schriftsteller prüfet, so wird man vielleicht finden, daß die besten, und diejenigen, so den meisten Vortheil besitzen, eben die sind, welche auf einmal in der Seele am meisten Fühlungen erreget haben.

Man betrachte nur die Vielfältigkeit der Dinge. Wir sehen lieber einen wohlgeordneten Garten, als ein Gewirre von Bäumen: Erstlich, weil unser Gesicht, welches gehemmet wäre, nicht gehemmet wird: Zweytens, jeder Gang ist einzeln, und bildet einen grossen Gegenstand;

dahingegen bey der Verwirrung jeder Baum ein Gegenstand, und zwar ein kleiner Gegenstand ist: Drittens, wir sehen eine Einrichtung, die wir zu sehen nicht gewohnt sind: Viertens, wir erkennen mit Dank, die Mühe, die man sich dabey genommen hat: Fünftens, wir bewundern die Sorgfalt, so man hat, die Natur unaufhörlich zu bestreiten welche durch Gewächse, die man nicht von ihr begehret, alles zu verwirren suchet; dieses ist so wahr, daß ein versäumter Garten uns unerträglich ist. Bisweilen gefällt uns die Schwierigkeit des Werks, bißweilen thut es die Leichtigkeit; und gleichwie wir in einem prächtigen Garten, die Grösse und die Unkosten des Herrn bewundern, so sehen wir bisweilen mit Vergnügen, daß man die Kunst gewußt hat uns mit wenig Aufwand und Arbeit zu gefallen.

Das Spiel gefällt uns, weil es unsern Geitz, das ist, die Hoffnung mehr zu haben, befriediget: es schmeichelt unserer Eitelkeit, durch den Gedanken von dem Vorzuge, den das Glück uns wiederfahren läßt, und von der Aufmerksamkeit, welche die andern für unser Glücke haben: es vergnüget unsere Neubegierde, indem es uns ein Schauspiel verschaffet: endlich gewähret es uns die verschiedenen Vergnügen der Verwunderung.

Der Tanz gefällt uns durch die Leichtigkeit, durch eine gewisse Anmuth, durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Stellungen, durch seine Verbindung mit der Musick, weil die tanzende Person gleichsam ein Instrument ist, welches mitspielet; hauptsächlich aber gefällt er uns durch eine Einrichtung unsers Gehirnes, welche so beschaffen ist, daß sie ins geheime den Gedanken von allen Bewegungen auf gewisse Bewegungen, die meisten Stellungen auf gewisse Stellungen zurückführet.

Von der Empfindlichkeit.

Fast immer gefallen und mißfallen uns die Dinge nach verschiedenen Absichten: Zum Beyspiel, die Italiänischen Virtuosen müssen uns wenig Vergnügen schaffen: Erstlich, weil es bey ihrer Zurichtung gar nichts wundernswürdiges ist, daß sie gut singen; sie sind wie ein Instrument, dessen Verfertiger Holz davon abgesondert hat, um zu machen, daß es Töne hervorbringe: Zweytens, weil die Leidenschaften, welche sie spielen, zu sehr im Verdachte der Falschheit stehen: Drittens, weil sie weder von dem Geschlechte sind, welches wir lieben, noch von demjenigen, welches wir hochschätzen. Auf einer andern Seite können sie uns gefallen, weil sie lange ein jugendliches Ansehen beybehalten, und über dieses, weil sie eine biegsame Stimme haben, die ihnen ganz besonders zugehöret. Also gibt jedes Ding uns eine Empfindung, welche von vielen andern zusammengesetzt ist, die sich untereinander schwächen und bißweilen gar einander zuwider laufen.

Oft verfertigt sich unsere Seele selber Ursachen

des Vergnügens, und es gelingt ihr damit, besonders in den Verbindungen, welche sie zwischen die Dinge setzet. So gefällt etwas das uns gefallen hat, uns oft noch itzt, blos darum, weil es uns gefallen hat, indem wir den alten Begriff zu dem neuen hinzu fügen. So gefällt eine Schauspielerin, die uns auf der Bühne gefallen hat, uns auch noch auf dem Zimmer. Ihre Stimme, ihre Kunst zu reden, die Erinnerung sie gesehen zu haben, da sie bewundert worden; ja sogar der Begriff der Prinzeßin, den wir mit dem Ihrigen verbinden, alles dieses macht eine Art von Vermischung, die ein Vergnügen abgibt und hervorbringet.

Wir sind ganz voller Nebenbegriffe. Ein Frauenzimmer das einen grossen Ruhm und einen leichten Fehler hat, wird im Stande seyn den letztern in Ansehen zu bringen, und ihn als eine Annehmlichkeit betrachten zu machen. Der meiste Theil der Frauenzimmer die wir lieben, haben weiter nichts für sich, als das Vorurtheil ihrer Geburt, oder ihres Vermögens, als die Ehrerbietung oder die Hochachtung gewisser Personen.

Von der Feinheit oder Delikatesse.

Die delikaten Menschen sind diejenigen, welche mit jeder Idee, oder mit jedem Geschmacke einen vielfachen Nebengeschmack verbinden. Die groben Leute haben nur ein Gefühle; ihre Seele weiß weder zusammen zu setzen, noch zu zergliedern; sie geben und nehmen der Natur nichts: da hingegen die delikaten Personen sich bey der Liebe die meisten Vergnügen der Liebe selber schaffen: Polyxen und Apicius brachten sehr viele, uns gemeinen Essern unbekandte Fühlungen zur Tafel; und diejenigen, welche mit Geschmack von den Werken des Witzes urtheilen, besitzen und haben sich eine unendliche Menge von Empfindungen geschaffen, welche die andern Menschen nicht besitzen.

Von dem Namenlosen.

Es befindet sich bißweilen in den Personen und in den Dingen ein unsichtbarer Zauberreitz, eine natürliche Anmuth, die man nie hat erklären können, und welche man das Namenlose zu heissen genöthiget worden. Mich dünkt, daß es eine Würkung sey, welche sich hauptsächlich auf die Verwunderung gründet. Wir werden gerühret, daß eine Person uns mehr gefällt, als es uns anfänglich schien, daß sie uns hätte gefallen sollen; und wir werden in eine angenehme Verwunderung gesetzt, daß sie Mängel zu überwinden gewußt, welche unsere Augen uns weisen, und die das Hertz nicht mehr glaubet: daher komt es, daß die häßlichen Frauenzimmer sehr oft Annehmlichkeiten besitzen, und daß die Schönen nur selten welche haben. Denn eine schöne Person thut gemeiniglich das Gegentheil von dem, was wir erwartet hatten; sie bringt es dahin, daß sie uns minder liebenswürdig scheinet; nachdem sie uns von der guten Seite in Verwunderung gesetzt, so thut sie es von einer schlimmern: aber der Eindruck des Guten ist alt, und der Eindruck des Schlimmen

ist frisch; auch erwecken die schönen Personen selten große Leidenschaften, welche fast immer denen vorbehalten sind, die da Grazien, das ist, Annehmlichkeiten besitzen, welche wir nicht erwarteten, und die wir keinen Anlaß hatten zu erwarten. Die großen Staatskleider haben selten Anmuth, und oft wird sie in den Kleidern der Schäfferinnen angetroffen. Wir bewundern die Majestät der Gewänder des Paulo Veronese; aber wir werden durch die Einfalt des Raphael, und durch die Reinigkeit des Corregio gerühret. Paulo Veronese verspricht viel und leistet was er verspricht: Raphael und Corregio versprechen wenig, und leisten vieles, und dieses gefällt uns besser.

Die Grazien befinden sich öfters im Witz, als in dem Gesichte; denn ein schönes Gesicht erscheinet auf einmal, und verbirgt beynahe nichts: aber der Witz zeigt sich nur nach und nach, und wenn er will, und so viel er will; er kan sich verbergen um zu erscheinen, und jene Art von Ueberraschung würken, daraus die Grazien bestehen.

Die Annehmlichkeiten befinden sich weniger in den Zügen des Gesichtes, als in den Geberden;

denn die Geberden werden, so zu sagen, jeden Augenblick gebohren, und können auch alle Augenblicke Verwunderung erschaffen: mit einem Wort, ein Frauenzimmer kan schwerlich auf mehr als einerley weise schön seyn, artig aber ist sie auf tausenderley.

Das Gesetz der beyden Geschlechte hat, unter den gesitteten und wilden Völkern verordnet, daß die Männer verlangen und daß die Weibspersonen nur gewähren sollten: daher kommt es, daß die Grazien auf eine nähere Weise dem Frauenzimmer zugehören. Da sie alles zu vertheidigen haben, so haben sie auch alles zu verbergen; das mindeste Wort, die mindeste Geberde, alles was, ohne die ersten Pflichten zu verletzen, sich an ihnen zeiget, alles was sich bey ihnen mit Ungezwungenheit äussert, wird eine Annehmlichkeit: und so groß ist die Weisheit der Natur, daß, was ohne das Gesetz der Schamhaftigkeit nichts wäre, seit diesem seeligen Gesetze, welches das Glück der Welt macht, einen unendlichen Werth empfängt.

Da der Zwang und das gezierte Wesen uns keine Verwunderung veranlassen können, so befinden sich die Grazien weder in den gezwunge-

nen, noch in den gezierten Geberden, sondern in einer gewissen Freyheit, oder Leichtigkeit, welche zwischen diesen beyden Gränzpunckten das Mittel hält, und die Seele geräth in eine angenehme Verwunderung, wann sie siehet, daß man diese beyden Klippen vermieden hat.

Es sollte scheinen, daß die natürlichen Geberden die leichtesten seyn müßten; sie sind es aber am wenigsten: denn die Erziehung, welche uns einschränket, macht, daß wir allezeit etwas von dem natürlichen verlieren: aber wir sind entzückt, wann wir es zurück kommen sehen.

Nichts gefällt uns so sehr in einem Anputz, als wann er jene Nachläßigkeit, ja sogar jene Unordnung an sich hat, die uns alle die Sorgfalt verbirgt, so die Reinlichkeit nicht erfordert hat, und welche die blose Eitelkeit gebraucht hätte; man hat nie Grazien im Witze, ausser wenn das, was man sagt gefunden, und nicht gesucht zu seyn scheinet.

Wenn ihr Dinge sagt die euch Nachsinnen gekostet haben, so könnt ihr wohl zeigen, daß ihr Witz; nicht aber daß ihr Anmuth im Witze besitzet. Um ihn sehen zu lassen, müßt ihr ihn

selbst nicht sehen, und die andern, denen etwas naïfes und einfältiges in eurem Wesen eigentlich nichts von alledem versprach, müssen ganz allmählig in Verwunderung gerathen, solches zu bemerken.

Folglich lassen sich die Grazien nicht erwerben, wenn man welche haben will, so muß man Naïf seyn. Aber wie kan man daran arbeiten, naïf zu werden.

Eine der schönsten Erdichtungen des Homers, ist jener Gürtel, welcher der Venus die Kunst zu gefallen ertheilte. Nichts ist geschickter diese Zauberkraft der Grazien, sinnlich zu machen, welche einer Person durch eine unsichtbare Macht gegeben zu seyn scheinet, und von der Schönheit selbst unterschieden ist. Nun aber konnte dieser Gürtel niemanden als der Venus gegeben werden. Sie konnte sich für die majestätische Schönheit der Juno nicht schicken, denn die Majestät erfordert einen gewissen Ernst, das ist, einen Zwang welcher dem offenen Wesen der Grazien entgegen gesetzt ist. Sie konnte sich auch nicht wohl für die stolze Schönheit der Pallas schicken, denn der Stolz ist der Holdseeligkeit der Grazien entgegen gesetzt, und kan über dieses sehr oft mit dem Verdacht eines gezierten Wesens belegt werden.

Vom Steigen der Verwunderung.

Was die grossen Schönheiten ausmacht, ist, wenn ein Ding also auf uns würket, daß unsere Verwunderung anfangs mittelmäßig ist, daß sie sich erhält, zunimt, und uns sodann zur Bewunderung fortführet. Die Werke des Raphael rühren wenig bey dem ersten Anblick, er ahmt die Natur so wohl nach, daß man sich anfänglich mehr nicht darüber befremdet, als wann man den Gegenstand selbst sähe, welcher keine Verwunderung erregen würde; aber ein auserordentlicher Ausdruck, eine stärkere Farbenmischung, eine seltsame Stellung eines minder guten Mahlers dringt uns bey dem ersten Anblick in die Augen, weil man nicht gewohnt ist sie anderwärts zu sehen. Man kan den Raphael mit dem Virgil, und die venezianischen Mahler, mit ihren übertriebenen Stellungen, mit dem Lucan vergleichen. Virgil welcher natürlicher ist, rührt anfangs weniger, um hernach desto mehr zu rühren; Lucan rührt anfangs mehr, um hernach weniger zu rühren.

Das genaue Gleichmaas der berühmten St. Peters-Kirche macht, daß sie anfangs nicht so groß scheint als sie ist; denn wir wissen nicht gleich, wie wir es angreiffen sollen, um von ihrer Grösse zu urtheilen. Wäre sie schmäler, so würden wir durch ihre Länge, wäre sie kürzer, so würden wir durch ihre Breite gerühret werden. Aber je mehr man sie untersuchet, je mehr sieht sie das Auge sich stuffenweise vergrössern, und das Erstaunen wird vermehret. Man kan sie mit den Pyrenäischen Gebürgen vergleichen, wo das Auge, welches sie anfänglich zu ermessen, glaubte, Berge hinter den Bergen entdeckt, und sich immer weiter verlieret.

Es geschiehet oft, daß unsere Seele Vergnügen fühlet, wenn sie eine Empfindung hat, die sie selber nicht entwickeln kann, und wenn sie ein Ding, von dem was sie weiß, daß es ist, ganz und gar unterschieden erblicket, als welches ihr eine Empfindung von Verwunderung erwecket, aus der sie sich nicht heraus finden kann. Hier ist ein Beyspiel davon. Das Kuppelgewölbe zu St. Peter ist unermeßlich: man weiß, daß Michael Angelo, bey Beschauung des Pantheons welches der gröste Tempel in Rom war, sich

vernehmen ließ, daß er ein ähnliches verfertigen, daß er es aber in die Luft hängen wollte. Er verfertigte also nach diesem Muster den Dom der St. Peters Kirche: aber er machte die Pfeiler so massiv, daß diese Kuppel, welche wie ein Berg aussieht, den man über dem Haupte hat, dem Auge, das sie betrachtet, ganz leicht scheinet. Die Seele bleibt also ungewiß zwischen dem was sie siehet und was sie weiß, und sie bleibt in der Verwunderung, eine zugleich so ungeheure und so leichte Masse zu erblicken.

Von den Schönheiten, welche aus einer gewissen Verlegenheit der Seele entspringen.

Oft entstehet in der Seele die Verwunderung daher, weil sie das, was sie siehet, mit dem, was sie gesehen hat, nicht zusammen reimen kan. Es liegt in Italien ein grosser See, welchen man den Lago maggiore nennt; es ist ein kleines Meer dessen Ufer nichts als rauhes und wildes zeiget. Funfzehn Meilen in dem See, liegen Inseln von einer viertel Meile im Umkreis, die man die Borromäischen heisset, welches, meines Erachtens, der entzückendste Aufenthalt von der Welt ist. Die Seele erstaunet über diesen seltsamen Contrast, sie ruft sich mit Vergnügen die Wunder der Romanzen zurück, da man, nach Uebersteigung vieler Felsen und Heiden, sich plötzlich in ein Lustgefilde versetzt sieht, das für die Feyen geschaffen ist.

Alle Contraste rühren uns; weil die gegeneinander gestellten Dinge sich beyde mehr in die Sinne drängen: wenn daher ein kleiner Mensch neben einem großen stehet, so macht der Kleine den Großen noch größer, und der Große den Kleinen noch kleiner scheinen.

Diese Arten der Verwunderung schaffen das Vergnügen, welches man in allen entgegengestellten Schönheiten, in allen Gegensätzen, und dergleichen Figuren antrift. Wenn Florus sagt: „ Sora und Algidum, wer sollte es glauben, „ sind uns ein Schrecken gewesen; Satricum „ und Corniculum waren Provinzen. Der „ Verulier und Bovilier schämen wir uns, aber „ wir haben ihrentwegen triumphiret. Tibur „ nun unsere Vorstadt, und die sommerlichen „ Lustreviere von Pränesta wurden im Capitol „ durch wiederholte Gelübde erbeten"; Sora, „ quis credat? & algidum terrori fuerunt; Satricum atque Corniculum provinciæ. De Verulis & Bovilis, pudet, sed triumphavimus. Tibur nunc suburbanum, & estivæ Præneste deliciæ, nuncupatis in Capitolio votis petebantur. Dieser Schriftsteller, sage ich, zeigt uns zu gleicher Zeit die Größe Roms und die Klienheit seines Anfangs, und das Erstaunen ruhet auf diesen beyden Dingen.

Hier kan man warnehmen wie groß der Unterschied zwischen den Gegensätzen der Gedanken und den Gegensätzen des Ausdrucks ist. Der Gegensatz des Ausdrucks ist nicht versteckt, der Gegensatz der Gedanken aber ist es. Der eine trägt

immer das nämliche Kleid, der andere wechselt damit wie man will: Der eine ist mannigfaltig, der andere nicht.

Eben dieser Florus sagt, wenn er von den Samnitern redet, ihre Städte seyen dermaßen zerstöret worden, daß es schwer falle jetzo den Anlaß zu vier und zwanzig Triumphen zu finden: ut non facile appareat materia quatuor & viginti triumphorum. Und durch eben die Worte, welche die Ausrottung dieses Volks anzeigen, stellt er auch die Größe seiner Tapferkeit und seiner Hartnäckigkeit vor Augen.

Wenn wir uns des Lachens enthalten wollen, so verdoppelt sich unser Gelächter, wegen des Contrasts der zwischen dem Zustande, worinnen wir sind, und dem worinnen wir seyn sollten, entstehet: deßgleichen, wenn wir in einem Gesicht einen großen Fehler erblicken, wie zum Beyspiel, eine sehr große Nase, so lachen wir, weil wir sehen, daß dieser Contrast mit den übrigen Zügen des Gesichts nicht vorhanden seyn sollte. Also sind die Contraste eben so wohl Ursachen der Mängel, als der Schönheiten. Wenn wir sehen, daß sie ohne Grund da sind, daß sie einen andern Mangel aufdecken oder beleuchten,

so sind sie die grossen Werkzeuge der Häßlichkeit, welche, wenn sie uns plötzlich rühret, eine gewisse Freude in unserer Seele erwecken kan, die uns zu lachen macht. Wenn unsere Seele sie an der Person, die sie besitzet, als ein Unglück betrachtet, so kan sie das Mitleiden erregen; betrachtet sie dieselbe mit der Vorstellung von dem was uns schaden kan, und mit der Vorstellung einer Vergleichung mit demjenigen, was uns gewöhnlicher maßen beweget, und unsere Begierden anreitzet, so würket dieses Anschauen in ihr eine Empfindung des Abscheues.

So gehet es auch mit unsern Gedanken, wenn sie einen Gegensatz enthalten, der wider die gesunde Vernunft läuft, wenn der Gegensatz gemein und leicht zu finden ist, so gefallen sie nicht, und sind ein Fehler, weil sie keine Verwunderung erwecken; wenn sie aber im Gegentheil zuweit gesucht sind, so gefallen sie wiederum nicht. Man muß sie in einem Werk empfinden, weil sie darinnen sind, und nicht, weil man sie hat zeigen wollen; denn alsdann fällt die Verwunderung nur auf die Thorheit des Verfassers.

Eines von den Dingen, die uns am allerbesten gefallen, ist das Naïfe; es ist aber auch die

Schreibart, welche sich am allerschwersten tref-
fen läßt. Die Ursache davon ist, weil sie gerade zwischen dem Edeln und dem Niedrigen die Mitte hält; sie ist dem Niedrigen so nahe, daß es sehr schwer wird, allezeit neben demselben herzustreichen, ohne darein zu verfallen.

Die Thon-Künstler haben erkannt, daß die Musik, die sich am leichtesten singen läßt, am schwersten aufzusetzen ist: ein gewisser Beweiß, daß unsere Vergnügen und die Kunst, welche sie uns giebt, zwischen gewissen Gränzen stehen.

Wenn man die Verse des Corneille so pomphaft, und die Verse des Racine so natürlich findet, so sollte man nicht errathen, daß Corneille leicht, und Racine mit Mühe arbeitete.

Das Niedrige ist das Erhabene des Pöbels der ein Ding gerne für sich und nach seinem Begriffe verfertiget siehet.

Die Ideen, welche sich Personen darstellen die wohl erzogen sind, und einen grosen Verstand besitzen, sind entweder naïf, oder edel, oder erhaben.

Wenn

Wenn ein Ding uns mit Umständen, oder mit Zusätzen gezeigt wird, die es vergrößern, so schein uns solches Edel: dieses merkt man vornemlich bey den Vergleichungen, wo der Witz allezeit gewinnen, und niemals verlieren soll; denn sie sollen der Sache jederzeit etwas beyfügen, und sie entweder größer, oder wenn von der Größe die Rede nicht ist, feiner und delikater schauen lassen; man muß sich aber wohl in acht nehmen, der Seele kein Verhältniß im Niedrigen zu zeigen; denn sie würde sich dasselbe verborgen haben, wenn sie es auch gleich entdecket hätte.

Da es darauf ankömmt vollständige Dinge zu zeigen, so sieht die Seele lieber, daß eine Geberde mit einer Geberde, eine Handlung mit einer Handlung, als daß ein Ding mit einem Dinge, wie zum Beyspiel, ein Held mit einem Löwen, ein Frauenzimmer mit einem Gestirne, und ein flüchtiger Mensch mit einem Hirschen verglichen werde.

Michael Angelo ist stets ein Meister, wenn die Frage ist seinen Subjeckten einen Adel zu ertheilen. Mit seinem berühmten Bacchus macht er es nicht wie die flammändischen Mahler, die uns eine fallende, und so zu sagen, in der Luft schwebende Figur zeigen. Dieses würde der Ma-

jestät eines GOttes unwürdig seyn. Er mahlt ihn vest auf seinen Beinen; aber er weiß ihm die Fröhlichkeit des Rausches, und die Wollust, das Naß, welches er in seinen Becher geußt, fliesen zu sehen, so wohl mitzutheilen, daß nichts bewundernswürdigers zu erdenken ist.

In der Leidensgeschichte, die sich auf der Galerie zu Florenz befindet, hat er die heilige Jungfrau stehend gemahlt, welche ihren gekreuzigten Sohn, ohne Schmerz, ohne Bedauren, ohne Leidwesen, ohne Thränen, anschauet. Er setzt bey ihr voraus, daß sie von diesem grossen Geheimniß unterrichtet ist, und daher läßt er sie voll Größe den Anblick dieses Todes ertragen.

Es ist kein Werk von Michael Angelo vorhanden, darinnen er nicht etwas edles angebracht hätte. Man findet selbst in seinen Schattenrissen etwas großes, so wie in jenen Versen, welche Virgil nicht ausgemacht hat.

Julius Romanus, in seinem Riesen-Zimmer zu Mantua, wo er den Jupiter vorstellet, der sie mit seinen Donnerkeilen zerschmettert, mahlet alle Götter voll Schreckens; aber Juno ist an der Seite des Jupiters, und weiset ihm,

mit einer gelassenen Miene, einen Riesen, auf welchen er den Blitz hinunter schleudern soll; hierdurch gibt er ihr ein Ansehen der Größe, welches die andern Götter nicht haben: je näher sie um den Jupiter sind, desto gesicherter sind sie, und dieses ist ganz natürlich; denn in einer Schlacht hört das Schrecken bey dem auf der den Vortheil hat. . . .

Ende des Fragments.

Verzeichniß der Hauptstücke dieser Abhandlung.

	Seite
Einleitung	1.
Von den Vergnügen unserer Seele	4.
Vom Witz überhaupt	10.
Von der Neubegierde	11.
Von den Vergnügen der Ordnung	15.
Von den Vergnügen der Mannigfaltigkeit.	17.
Von den Vergnügen des Ebenmaases oder der Symmetrie	21.
Von den Abstechungen oder Contrasten.	23.
Von den Vergnügen der Verwunderung	27.
Von den verschiedenen Ursachen, welche eine Empfindung erregen können.	30.
Von der Empfindlichkeit	33.
Von der Feinheit, oder Delikatesse	35.
Von dem Namenlosen	36.
Vom Steigen der Verwunderung	41.
Von den Schönheiten, welche aus einer gewissen Verlegenheit der Seele entspringen	44.

Gespräch
des
Sylla
und
Eukrates.

Sylla
und
Eukrates.

Einige Tage nachdem Sylla die Dictatur niedergeleget, vernahm ich, daß der Ruf den ich unter den Philosophen hatte, ihn begierig machte mich zu sehen. Er befand sich auf seinem Landhause zu Tibur, wo er der ersten ruhigen Augenblicke seines Lebens genoß. Ich empfand vor ihm jene Verwirrung nicht, darein die Gegenwart grosser Männer uns gemeiniglich versetzet. Und, sobald wir alleine waren, sprach ich zu ihm, so hast du denn, o Sylla! dich selber in diesen Mittelstand herunter gesetzt, der fast alle Sterblichen betrübet? Du

hast also jener Herrschaft entsaget, welche dein Ruhm und deine Tugenden dir über alle Menschen einräumten? Es scheint dem Glücke Mühe zu machen, daß es dich zu keinen Ehrenstellen mehr erheben kan.

Eukrates, sagte er zu mir, wenn ich der Welt nicht mehr zur Schau dargestellt bin, so liegt die Schuld an den menschlichen Dingen, welche Gränzen haben und nicht an mir. Ich glaubte meine Bestimmung erfüllt zu haben, sobald ich keine grossen Thaten mehr verrichten konnte. Ich war nicht dazu gemacht ein sklavisches Volk ruhig zu regieren. Meine Freude ist Siege davon zu tragen, Reiche zu gründen, oder zu zerstören, Staats-Partheyen zu stifften, einen Usurpierer zu bestraffen: aber mit jenen kleinen Besonderheiten der Regierung, darinnen die mittelmäßigen Geister so viel Vortheil haben, mit jener trägen Handhabung der Gesetze, mit jener langweiligen Zucht einer müßigen Kriegsmacht, würde meine Seele sich nimmermehr beschäftigen können.

Es ist sonderbar, sagte ich zu ihm, daß du einen so feinen Geschmack in dem Ehrgeitz angebracht hast. Wir haben wohl grosse Männer

gesehen, die sich von dem eiteln Schimmer des Pomps, der die Herrschenden umringet, wenig rühren liessen: es gibt ihrer aber sehr wenige, die gegen das Vergnügen zu regieren, und ihrem Eigendünkel die blos den Gesetzen schuldige Ehrfurcht erweisen zu lassen, nicht empfindlich gewesen seyn sollten.

Und ich, sprach er zu mir, ich Eukrates bin niemals so wenig vergnügt gewesen, als da ich mich einen unumschränkten Meister in Rom gesehen; da ich um mich hergeblickt, und weder Nebenbuhler noch Feinde gefunden habe.

Ich glaubte man möchte dereinst sagen, ich hätte nur Sklaven gezüchtiget. Willst du, sprach ich zu mir selbst, daß in deinem Vaterlande kein Mensch mehr angetroffen werde, der von deinem Ruhme gerührt sey? Und siehest du nicht, daß, da du die Tyranney einführest, es nach dir keinen so niederträchtigen Prinzen geben würde, den die Schmeicheley dir nicht gleichsetzen, und mit deinem Namen, und selbst mit deinen Tugenden ausputzen sollte?

Herr, du veränderst alle meine Begriffe durch die Art wie ich dich handeln sehe, ich glaubte du besäßest Ehrgeitz, aber gar keine Liebe zum

Ruhme, ich sahe wohl, daß deine Seele hoch war, ich muthmassete aber nicht, daß sie groß wäre; alles in deinem Leben schien mir einen, von der Begierde zu herrschen, ganz verschlungenen Menschen zu zeigen, und der, von unglücksvollen Leidenschafften erfüllet, mit Vergnügen, die Schande, die Gewissensbisse, und selbst die Niederträchtigkeit, die mit der Tyranney verknüpft sind, auf sich ladete. Denn einmal hast du deiner Macht alles aufgeopfert; du hast dich allen Römern furchtbar gemacht; du hast sonder Erbarmen die Verrichtungen der schröcklichsten Magistratswürde, die jemals gewesen ist, ausgeübet. Der Senat sah anders nicht als mit zittern, einen so unbarmherzigen Vertheidiger. Es sagte jemand zu dir: Sylla, wie lange willst du das römische Blut vergiessen? willst du blos den Mauren gebieten? Alsdann liessest du jene Taffeln ausgehen, die das Leben und den Tod jedes Bürgers entschieden.

Und alle das Blut, so ich vergossen habe, ist es eben, was mich in den Stand gesetzt hat, die gröste unter allen meinen Thaten zu vollführen. Wenn ich die Römer mit Gelindigkeit beherrschet hätte, was wunder wenn der Ueber-

druß, der Eckel, wenn eine Grille mich bewogen hätte die Regierung zu verlassen! Aber ich habe die Dictatur zu einer Zeit niedergelegt, da auf dem ganzen Erdboden kein Mensch war, der nicht glaubte, daß die Dictatur meine einzige Freystadt wäre. Ich bin vor den Römern als Bürger mitten unter meinen Mitbürgern erschienen, und ich habe das Herz gehabt ihnen zu sagen: Ich bin bereit für alles Blut, das ich für die Republick vergossen habe, Rechenschaft zu geben; ich will allen denen antworten, die da kommen werden ihre Väter, ihre Söhne, ihre Brüder von mir zu fodern. Alle Römer sind vor mir verstummet.

Diese schöne Handlung wovon du mir redest, dünkt mich sehr unbesonnen. Es ist wahr, du hast das neue Erstaunen für dich gehabt, darein du die Römer gesetzt hast. Allein wie konntest du dich erkühnen, zu ihnen zu sagen, daß du dich rechtfertigen, und zu deinen Richtern Leute nehmen wolltest, die dir so viel Rache schuldig waren?

Wenn alle deine Handlungen, so lange du der Meister warest, nur strenge gewesen wären, so wurden sie, so bald du es nicht mehr warest, zu greulichen Verbrechen.

Also nennest du Verbrechen, erwiederte er mir, was die Wohlfahrt der Republick bewürcket hat? Willst du, daß ich mit ruhigen Augen ansehen sollte, wie Raths-Glieder den Senat um dieses Volk verriethen, welches, in dem Wahne, daß die Freyheit eben so übermäßig seyn müße, als es die Sklaverey seyn kan, die Obrigkeit selbst abzuschaffen suchte?

Das Volk, welchem die Gesetze und der Ernst der Obrigkeiten beschwerlich fallen, hat sich allezeit bearbeitet beyde über den Hauffen zu werfen. Aber der, welcher ehrgeitzig genug ist, ihm gegen den Senat und die Gesetze zu dienen, ist auch immer ehrgeitzig genug gewesen, sein Meister zu werden. Auf diese Weise haben wir so viele Republicken in Griechenland und Italien ein Ende nehmen sehen.

Einem solchen Unglücke vorzukommen, ist der Senat allezeit genöthigt gewesen, dieses unbändige Volk mit dem Kriege zu beschäftigen. Er ist wider seinen Willen gezwungen worden, den Erdboden zu verheeren, und so viele Völkerschaften unter das Joch zu bringen, deren Gehorsam uns zur Last fällt. Nun aber da der Weltkreiß uns keinen Feind mehr aufzustellen hat, was

würde das Schicksaal der Republick seyn? Und hätte ohne mich der Senat verhindern können, daß das Volk in seiner blinden Raserey für die Freyheit, sich nicht selbst dem Marius, oder sonst dem ersten Tyrannen überliefert hätte, der ihm mit der Hoffnung der Unabhängigkeit würde geschmeichelt haben?

Die Götter, welche den meisten Menschen einen niederträchtigen Ehrgeitz gegeben, haben mit der Freyheit fast eben so viel Unglück, als mit der Dienstbarkeit vergesellschaftet. Aber was auch der Preiß dieser edeln Freyheit seyn mag, so muß man ihn nun einmal den Göttern bezahlen.

Das Meer verschlinget die Schiffe, es ersäuffet ganze Länder, aber dennoch ist es den Menschen nützlich.

Die Nachwelt wird das richten, was Rom noch nicht das Herz gehabt hat zu untersuchen: vielleicht wird sie finden, daß ich nicht genug Blut vergossen habe, und daß nicht alle Anhänger des Marius geächtet worden sind.

Ich muß es gestehen, Sylla, du setzest mich

in Erstaunen. Wie? so geschah es für das Wohl deines Vaterlandes, daß du so vieles Blut vergossen hast? und du bist demselben aufrichtig zugethan gewesen.

Eukrates, sagte er zu mir, ich hatte nie jene herrschende Liebe für das Vaterland, wovon wir so viele Beyspiele in den ersten Zeiten der Republick antreffen: und ich liebe einen Coriolan, der das Feuer und das Schwerd bis vor die Mauren seiner undankbaren Vaterstadt trägt, der jeden Bürger den Schimpf bereuen lehrt, welchen jeder Bürger ihm angethan hat, diesen Coriolan liebe ich eben so sehr, als jenen Manlius der die Gallier von dem Capitol hinweg jagte. Ich habe nie einen Ruhm gesucht der Sklave oder der Götzendiener einer Gesellschaft von meines gleichen zu seyn: und diese so sehr gerühmte Liebe ist eine zu bürgermäßige Leidenschaft, als daß sie sich mit der Hoheit meiner Seele sollte vertragen können. Ich habe mich einzig und allein durch meine Betrachtungen, und hauptsächlich durch die Verachtung, so ich gegen die Menschen hegte, lenken lassen. Von der Art, wie ich das einzige große Volk des Weltkreißes behandelt habe, kan man auf das Ueber-

maaß dieser Verachtung gegen alle andere schließen.

Ich habe geglaubt, daß ich als ein Bewohner der Erde frey auf derselben leben müßte. Wäre ich unter den Barbaren gebohren, so hätte ich minder um zu herrschen, als um nicht zu gehorchen, den Thron zu usurpiren gesucht. Als Sohn einer Republick, habe ich den Ruhm eines Eroberers erworben, da ich doch weiter nichts, als den Ruhm freyer Menschen gesucht hatte.

Als ich mit meinen Soldaten zu Rom eingezogen, habe ich weder Wuth noch Rache geathmet. Ich habe die erstaunten Römer ohne Haß, aber auch ohne Erbarmen gerichtet. Ihr waret frey, so sprach ich, und ihr wolltet als Sklaven leben? nein, aber sterben sollt ihr, so werdet ihr den Vortheil haben als Bürger einer freyen Stadt zu sterben.

Ich glaubte, daß einer Stadt, deren Bürger ich war, die Freyheit zu rauben, das gröste von allen Verbrechen wäre. Ich habe dieses Verbrechen bestraft, und mich nicht darum bekümmert, ob ich der gute oder böse Genius der Republick seyn würde. Indessen ist

die Regierungs-Form unserer Väter wieder hergestellt worden; das Volk hat für alle Beschimpfungen gebüßet die es den Adelichen angethan hatte; die Furcht hat die Eifersucht unterdrücket, und niemals ist Rom ruhiger gewesen.

Nun bist du von dem unterrichtet, was mich zu allen den blutigen Trauerspielen bewogen, die du gesehen hast. Hätte ich in jenen glückseligen Tagen der Republick gelebt, da die, in ihren Häusern friedsamen Bürger, den Göttern eine freye Seele zurück gaben, so hättest du mich mein Leben in dieser stillen Einsamkeit zubringen sehen, die ich nur durch so viel Blut und Schweiß erworben habe.

Herr, sprach ich zu ihm, es ist ein Glück, daß der Himmel das menschliche Geschlecht mit einer größern Anzahl von Männern, wie du bist, verschonet hat: da wir für den Mittelstand gebohren sind, so werden uns die erhabenen Geister eine niederdrückende Last. Es kostet alle andere Menschen zuviel, daß ein einziger über die Menschheit erhaben sey.

Du hast den Ehrgeitz der Helden als eine gemeine Leidenschaft betrachtet, und nur den

ver-

vernünftelnden Ehrgeitz geachtet. Die unersättliche Begierde zu herrschen, welche du in den Herzen einiger Bürger angetroffen, hat dich zur Entschließung, ein auserordentlicher Mensch zu seyn, verleitet. Die Liebe zu deiner Freyheit, hat dir den Entschluß, schröcklich und grausam zu seyn, eingeflöset. Wer sollte es wohl glauben, daß ein Heldengeist, aus Grundsätzen uns weit mehr Unheil gebracht hat, als ein Heldengeist aus ungestümmen Leidenschaften? Aber da du, um zu verhindern ein Sklave zu werden, die Dictatur usurpiren mußtest, wie hast du das Herz gehabt sie zurück zu geben? das römische Volk, sprichst du, hat dich unbewaffnet gesehen, und hat dir nicht nach dem Leben gestellt. Dieses ist eine Gefahr der du entronnen bist; eine grössere kan noch auf dich warten. Es kan dir begegnen, daß du einst einen grossen Verbrecher sehen must, der sich deine Mäßigung zu Nutze macht, und dich unter den Haufen eines bezwungenen Volks vermenget.

Ich habe einen Namen, antwortete er mir, und dieser ist hinreichend zu meiner und zu des römischen Volks Sicherheit. Dieser Name hemmet alle Unternehmungen, und kein Ehrgeitz ist

so groß daß er nicht darüber in Schrecken gerathen sollte. Sylla lebet, und sein Genius ist mächtiger als der von allen Römern. Sylla hat Chäronea, Orchomen und Signion um sich; Sylla hat jeder Familie Roms ein schreckenvolles häusliches Beyspiel gegeben: jeder Römer wird mich allezeit vor Augen haben; und selbst in seinen Träumen werde ich ihm mit Blute bedeckt erscheinen; er wird glauben die Todesvollen Tafeln, und seinen Namen an der Spitze der Verbannten zu erblicken. Man murret insgeheim wider meine Gesetze, aber sie werden auch selbst durch Meere römischen Blutes nicht ausgelöscht werden. Bin ich nicht mitten in Rom? Du wirst noch den Wurfspieß bey mir finden, den ich zu Orchomen führte, und das Schild welches ich auf den Mauren von Athen getragen. Weil ich keine Häscher um mich habe, bin ich darum weniger Sylla? Ich habe für mich den Senat mit der Gerechtigkeit und den Gesetzen; der Senat hat für sich meinen Genius, mein Glück und meinen Ruhm.

Ich gestehe, sprach ich zu ihm, daß, wenn man einmal jemanden zittern gemacht, man

fast immer etwas von dem Vortheil behält, den man erhalten hat.

Ohne Zweifel, war seine Antwort. Ich habe die Menschen in Erstaunen gesetzt; das ist schon viel. Gehe in deinem Gedächtniß die Geschichte meines Lebens durch, so wirst du sehen, daß ich alles aus diesem Grundsatze gezogen habe, und daß er die Seele aller meiner Handlungen gewesen ist. Besinne dich auf meine Händel mit dem Marius: es entrüstete mich zu sehen, daß ein Mensch, ohne Namen, stolz auf die Niedrigkeit seiner Geburt, sich erfrechen wollte, die vornehmsten Familien Roms, unter das Gewimmel des Pöbels zurücke zu führen; und in diesem Zustande trug ich die ganze Last einer großen Seele. Ich war jung und beschloß, mich in den Stand zu setzen von dem Marius für seine Verachtungen Rechenschaft zu fodern. Zu dem Ende fiel ich ihn mit seinen eigenen Waffen an, das ist, durch Siege gegen die Feinde der Republick.

Als ich durch den Eigensinn des Schicksals genöthiget ward aus Rom zu entweichen, so betrug ich mich auf gleiche Weise: ich machte mich auf, den Mithridat zu bekriegen, und

glaubte den Marius, durch häufige Triumphe über den Feind des Marius, zu Grunde zu richten. Indem ich diesen Römer seiner Macht über den Pöbel geniesen lies, vermehrte ich seine geheimen Qualen, und zwang ihn alle Tage nach dem Capitol zu gehen, um den Göttern für Siege zu dancken, dadurch ich ihn in Verzweiflung setzte. Ich führte einen Krieg des Ruhms mit ihm, welcher hundertmal grausamer war, als der, den meine Legionen, mit dem barbarischen Könige führten. Es gieng kein einziges Wort aus meinem Munde, das nicht meine Kühnheit bezeichnete; und meine geringsten, stets hochmüthigen Handlungen, waren für den Marius unheilsvolle Vorbedeutungen. Endlich bat Mithridates um den Frieden; die Bedingungen waren billig; und wenn Rom ruhig, und mein Glück nicht wanckend gewesen wäre, so hätte ich sie angenommen. Allein der üble Zustand meiner Sachen nöthigte mich ihm härtere Gesetze vorzuschreiben; ich verlangte, daß er seine Flotte zerstöhren, und den Königen, seinen Nachbarn, alle die Staaten wieder geben sollte, deren er sie beraubet hatte. Ich lasse dir, sprach ich zu ihm, das Königreich deiner Väter, dir, der du mir danken solltest, daß ich dir die Hand lasse, mit der du den

Befehl unterzeichnet hast, auf einen Tag hundert tausend Römer ums Leben zu bringen. Mithridat stand unbeweglich, und Marius zitterte mitten in Rom.

Eben diese Kühnheit, die mir gegen den Mithridat, gegen den Marius, gegen seinen Sohn, gegen den Thelesinus, gegen das Volk so wohl gedienet, welche meine ganze Dictatur unterstützt hat, eben diese Kühnheit hat auch, an dem Tage, da ich das Amt niedergelegt, mein Leben beschützet: und dieser Tag versichert auf immer meine Freyheit.

HErr, sprach ich zu ihm, Marius schloß wie du, da er, mit seiner Feinde und mit der Römer Blute bedeckt, eben die Kühnheit zeigte, welche du bestraft hast. Du hast zwar wohl etwas mehr Siege und größere Gewaltthätigkeiten auf deiner Seite. Aber durch das Annehmen der Dictatur hast du das Beyspiel des Verbrechens gegeben, das du bestrafet hast. Dieses ist das Beyspiel, welches man befolgen, und nicht das Beyspiel einer Mäßigung, die man blos bewundern wird.

Da die Götter zugaben, daß Sylla sich ungestraft in Rom zum Dictator gesetzet, so haben sie

auf ewig die Freyheit daraus verbannet. Sie müßten zu viel Wunderwerke thun, um nun aus den Herzen aller römischen Hauptleute die Herrschbegierde zu vertilgen. Du hast sie gelehret, daß es einen weit sicherern Weg gebe, zur Tyranney zu gelangen, und sich darinnen ohne Gefahr zu erhalten. Du hast dieses fatale Geheimniß kund gethan, und das, was allein die guten Bürger einer zu reichen und zu großen Republick macht, die Verzweiflung sie unterdrücken zu können, den Römern benommen.

Er veränderte die Farbe und schwieg einen Augenblick. Ich fürchte, sagte er voll Bewegung zu mir, ich fürchte nur einen einzigen Mann, indem ich viele Marios zu erblicken glaube. Der Zufall, oder aber ein mächtigeres Verhängniß hat mich ihn verschonen lassen. Ich beschaue ihn ohne Aufhören, ich durchforsche seine Seele: er verbirgt tiefe Anschläge darinnen. Wenn er sich aber jemals erfrechet den Vorsatz zu hegen, Menschen zu befehlen, die ich mir gleich gemacht habe, so schwöre ich bey den Göttern, daß ich seine Vermessenheit bestrafen werde.

Ende des Gesprächs des Sylla und des Eukrates.

Lysimachus
eine
Erzählung.

Lysimachus.

Nachdem Alexander das Persische Reich zerstöret hatte, so verlangte er, daß man ihn für einen Sohn des Jupiters halten sollte. Die Macedonier waren voll Unwillens, als sie sahen, daß dieser Prinz erröthete den Philippus zum Vater zu haben. Ihr Mißvergnügen nahm zu, da sie ihn die Sitten, die Tracht und die Manieren der Perser annehmen sahen: und sie warfen sichs alle vor, so viel für einen Menschen gethan zu haben, welcher anfieng sie zu verachten. Doch man murrte in dem Heere, aber man redete nicht.

Ein Weltweiser mit Nahmen Callisthenes war dem Könige bey seinen Unternehmungen nachgefolgt. Als er ihn eines Tages nach der Art der Griechen grüßete, so sprach Alexander

zu ihm, woher kommt es, daß du mich nicht anbetest? " Herr, antwortete ihm Callisthenes, „ du bist das Haupt zwoer Nationen: die eine, „ welche sklavisch gewesen, ehe du sie unter das „ Joch gebracht, ist es nicht weniger, seitdem „ du sie überwunden hast; die andere, welche „ frey war, ehe sie dir so viele Siege erfechten „ half, ist es noch, nachdem du sie erfochten hast. „ Ich bin ein Grieche, o! König: und du hast „ diesen Nahmen so hoch erhoben, daß es uns, „ ohne uns an dir zu versündigen, nicht erlaubt „ ist, ihn herunter zu setzen. "

Die Laster Alexanders waren ausschweiffend wie seine Tugenden: er war schröcklich in seinem Grimme: er verleitete ihn zur Grausamkeit. Er lies dem Callisthenes die Füsse, die Nase und die Ohren abschneiden; er befahl, man sollte ihn in ein eisernes Kesicht schliessen; und ließ ihn also dem Kriegs-Heere nachführen.

Ich liebte den Callisthenes, und wenn meine Beschäftigungen mir einige Stunden Muße vergönnten, so hatte ich sie allezeit angewandt ihm zuzuhören: und wenn ich Liebe zur Tugend besitze, so habe ich sie den Eindrücken zu danken,

die seine Reden auf mich machten. Ich gieng hin ihn zu besuchen. "Sey mir gegrüßt, „sprach ich zu ihm, erlauchter Unglücklicher, „den ich in einem eisernen Kefich erblicke; wie „man ein wildes Thier einsperret, weil du „der einzige Mann im ganzen Heere gewe„sen bist."

„Lysimachus, antwortete er mir, wenn ich „in einem Zustande bin der Stärcke und „Muth erfodert, so dünckt es mich beynahe, „daß ich mich an meiner Stelle befinde. War„lich, wenn mich die Götter blos auf die Er„de gesetzt hätten, um daselbst ein wollüstiges „Leben zu führen, so würde ich glauben, daß „sie mir vergebens eine große und unsterbliche „Seele verliehen haben. Der sinnlichen Lüste „geniessen, ist eine Sache, dazu alle Menschen „sehr leicht aufgelegt sind; und wenn die Göt„ter uns nur darum gemacht haben, so haben „sie ein vollkommeners Werck geschaffen als sie „gewollt, und mehr ausgeführet, als sie un„ternommen haben. Glaube darum nicht, „setzte er hinzu, daß ich unempfindlich bin. „Du lässest mich nur allzusehr wahrnehmen, „daß ich es nicht bin. Da du auf mich zu-

„ kamest, so habe ich gleich einiges Vergnügen „ empfunden, dich eine tapfermüthige That be„ gehen zu sehen. Aber um aller Götter willen, „ laß dieses das letzte mal seyn. Laß mich „ meine Unfälle ertragen, und habe die Grau„ samkeit nicht ihnen die Deinigen beyzufügen.

„ Callisthenes, sagte ich zu ihm, ich werde „ dich alle Tage besuchen. Wenn der König „ dich von tugendhaften Menschen verlassen sä„ he, so würde er keine Gewissens-Bisse mehr „ fühlen: Er würde anfangen zu glauben, daß „ du schuldig wärest. O! ich hoffe, er wird „ das Vergnügen nicht haben zu sehen, daß „ seine Züchtigungen mich bewegen werden, ei„ nen Freund zu verlassen.

Eines Tages sagte Callisthenes zu mir: „ Die unsterblichen Götter haben mich getröstet: „ und seit dieser Zeit fühle ich in mir etwas „ göttliches, das mir die Empfindung meiner „ Plagen abgenommen hat. Ich habe im „ Traume den großen Jupiter gesehen. Du „ stundest neben ihm, du hattest ein Scepter in „ der Hand, und eine königliche Binde um die „ Stirne. Er hat dich mir gewiesen und gesagt, „ er wird dich glücklicher machen. Die Rührung,

„ worinnen ich war, hat mich aufgeweckt. Ich
„ habe mich gefunden, daß ich die Hände gen
„ Himmel faltete, und mir Mühe gab zu rufen:
„ Großer Jupiter! wenn Lysimachus regieren
„ soll, so gieb, daß er mit Gerechtigkeit regiere:
„ glaube einem Manne, der den Göttern an-
„ genehm seyn muß, weil er für die Tugend
„ leidet.

Als aber indessen Alexander vernommen hatte, daß ich das Elend des Callisthenes verehrete, daß ich ihn besuchte, und daß ich mich unterstund ihn zu beklagen, so gerieth er in eine neue Wuth. Gehe, sprach er, kämpfe mit den Löwen, Unglückseliger, der du so großes Gefallen trägst, mit den wilden Thieren umzugehen. Man verschob meine Hinrichtung um sie mehreren Menschen zum Schauspiele dienen zu lassen. Am Tage zuvor schrieb ich an den Callisthenes diese Worte: "Ich gehe in den Tod. Alle
„ Begriffe, die du mir von meiner künftigen
„ Größe beygebracht hattest, sind aus meiner
„ Seele verschwunden. Ich hätte gewünscht
„ die Unfälle eines Mannes, wie du bist, zu ver-
„ süssen."

Brexapes, dem ich mich vertrauet hatte, brachte mir folgende Antwort: „ Lysimachus, „ wenn die Götter beschlossen haben, daß du „ regieren sollst, so kann Alexander dir das Le„ ben nicht nehmen: denn die Menschen kön„ nen dem Willen der Götter nicht wiederstehen. “

Dieser Brief munterte mich auf: und indem ich die Betrachtung anstellte, daß beydes die glücklichsten und die unglücklichsten Menschen, von der göttlichen Hand umgeben sind, so beschlos ich, mich, zwar nicht durch meine Hoffnungen, aber doch durch meine Herzhaftigkeit leiten zu lassen: und bis an das Ende ein Leben zu vertheidigen, auf welchem so grosse Verheissungen ruheten.

Man führte mich auf die Streitbahn. Ein unzählbares Volk, welches gekommen war ein Zeuge meines Muthes oder meiner Erschrockenheit abzugeben, stund um mich her versammlet. Man ließ einen Löwen auf mich los. Ich hatte meinen Mantel um meinen Arm gewunden: ich bot ihm diesen Arm dar. Er wollte ihn verschlingen: ich ergrif seine Zunge, riß sie ihm aus, und warf ihn zu meinen Füssen.

Alexander hatte von Natur Gefallen an beherzten Handlungen: er bewunderte meine Entschlossenheit, und dieses war der Augenblick der Rückkehr seiner großen Seele. Er lies mich rufen, und indem er mir die Hand reichte, sprach er zu mir: " Lysimachus, ich gebe dir meine Freundschaft „ wieder; gib mir die Deinige wieder. Mein „ Zorn hat dir nur dazu gedienet eine Handlung „ zu begehen, welche zum Leben Alexanders „ fehlet. "

Ich erhielt die ganze Gnade des Königs, ich betete die Rathschlüsse der Götter an; und erwartete ihre Verheissung ohne sie zu suchen noch zu fliehen. Alexander starb, und alle Nationen waren ohne Herrn. Die Söhne des Königs waren in ihrer Kindheit; sein Bruder Aridäus war niemals daraus getreten: Olympias hatte nichts als die Dreistigkeit schwacher Seelen; und alles was Grausamkeit war, hieß bey ihr Herzhaftigkeit. Roxane, Eurydice, Statyra waren in Harm verlohren. Alles im Pallaste konnte winseln, und niemand konnte regieren. Also erhoben die Hauptleute Alexanders die Augen nach seinem Throne: aber der besondere Ehrgeiz eines jeden wurde durch den Ehrgeiz aller insgesamt im Zaume gehalten.

Wir theileten das Reich, und jeder unter uns glaubte, den Preis seiner Mühseligkeiten getheilet zu haben.

Das Loos machte mich zum König in Asien; und nun, da ich alles vermag, bin ich mehr als jemals der Vorschriften des Callisthenes benöthigt. Seine Freude kündigt mir an, daß ich irgend eine gute Handlung begangen, und seine Seufzer sagen mir, daß ich irgend ein Unrecht gut zu machen habe; ich finde ihn zwischen meinem Volk und mir.

Ich bin der König eines Volks das mich liebet. Die Hausväter hoffen die Verlängerung meines Lebens, wie die Verlängerung des Lebens ihrer Kinder. Die Kinder fürchten mich zu verlieren, wie sie ihren Vater zu verlieren fürchten. Meine Unterthanen sind glücklich, und ich bin es auch.

E N D E.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

XXX XII.88
X.90

...rwerkstätte
...heim
... bei Günzburg

17 / 22...

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Montesquieu, Charles Louis de Secondat de,

Versuch über den Geschmack in den Werken der Natur und der Kunst

Straßburg 1762

L.eleg.g. 386 m#Beibd.3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574694-2
VD18 14569434-001